



Ich, Antonio Ruiz

von Stephan Mathys

November 2014

Mit geschlossenen Augen sehe ich Arturos Trompete, das Erdbeergesicht, Windlichter aus zerbrochenen Weinflaschen, den brennenden Holzschuppen und den Sand von der Küste, in den die Regentropfen Bilder malen. Ich höre die Stimme des Einhändigen mit dem Narbengesicht, die schreienden Fische vom *Mercat*, die schillernden Schuppen an den Fingerspitzen, das Herausquellen der roten Masse. Nuria, die die Nase rümpft, darin herumstochert, von *Mare* geschickt wird Eier zu holen: Raus, geh! *L'Ancià*, der Alte, der eine Kartoffel in seiner rechten Hand zerquetscht und mit dem Stumpf seines linken Armes auf mich zeigt. Laia, die in ihrer Wiege zu schreien beginnt, als würde sie von einem streunenden Hund gebissen. Und ich? Ich renne aus der Küche, verstecke mich im Schuppen, schliesse die Tür ab, warte, horche. Bald höre ich Arturo, sehe ihn durch die Ritzen des Bretterverschlages. Er atmet in das Blech mit dem abblättrenden Gold, er wird zum schnarchenden Elefanten, zum drohenden Löwen; er lacht und schnaubt, knirscht mit den Zähnen. Ich öffne die Tür, er schlüpft herein, stösst wieder in die Trompete; ich halte mir die Ohren zu. *El Pare enfadat*, singt Arturo und bleckt die Zähne, der böse Vater. Psst, mache ich, und zeichne mit einem Stück Holz Gesichter in den Staub; Arturo fischt zerquetschte Erdbeeren aus der Hosentasche und streckt sie mir entgegen, der Saft tropft ihm durch die Finger.

Es ist ein weiter Weg mit höchstens zwölf Zigaretten bis zum Ziel meiner Reise. Der rote Zeiger auf dem Tacho zittert, der Tank ist halbvoll, nur noch wenige Kilometer bis Grenoble, Zwischenstation, Nachtlager. Nach Montpellier das Meer im Rücken, gesichtsloses Gewölk am Himmel seit dem Grenzübertritt nach Frankreich.

Abschiedsfest im Haus der Eltern im Heimatdorf. *Mare* jammerte, wer bin ich ohne dich, Antonio! – Ein Jahr nur, zeichne Striche an die Wand! Ich habe sie in meine Arme genommen. Nuria lachte, ich solle vorsichtig sein und nicht zu fest zu drücken, *nostra Mare vella*, unsere alte Mutter. Laia rief an, sie schaffe es nicht, zur Abschiedsfeier zu kommen: Mach's gut, Antonio, und bring Käse mit! *Mare* klopfte gegen meinen Rücken und gegen meine Brust, als wollte sie mich auf eine Krankheit abhören; dann klemmte sie mich wie einen, der nicht weiss, ob er träumt, in den Oberarm: Du bleibst keinen Tag länger weg als geplant, versprichst du mir das, mein lieber Sohn? Ich versprach es, ich versprach es immer wieder, beim Heiligen Antonius. Mutter weinte und lachte zugleich: Ich bin stolz auf dich! Sie klopfte wieder mit beiden Fäusten gegen meinen Oberkörper, *t'estimo, el meu fill*.

Ich packte nur das Nötigste in meinen gewitterhimmelgelben Fiat Kombi: ein paar Pinsel und Spachtel, meine Kiste mit den Farben, gerollte Leinwände, Kleider, meine beiden einzigen warmen Pullover, feste Schuhe, den Reisepass.

In einer Stunde wird es dunkel. Brennende Augen, flirrende Magenwände, vom starren Blick, von den Zigaretten, vor lauter Hunger. *Putain de toi* von Brassens im Radio; ich ärgere mich über den lausigen Empfang, über mein schlechtes Französisch; eine unglückliche Liebesgeschichte, soviel glaube ich zu verstehen: *En ce temps-là, je vivais dans la lune*. Nur nicht darüber nachdenken: Ein ganzes Jahr lang mit einer fremden Sprache zu leben. Sei nicht dumm, grosser Bruder, hat Nuria gesagt, lerne Deutsch, du bleibst sonst allein mit den Farben, dem Gestank von Terpentin und deinen weissen Leinwänden. – Ich kurbte das Fenster einen Spalt breit auf, zünde eine Zigarette an: noch elf. Mein Fiat Kombi stottert, stöhnt, die längste Fahrt seines Lebens. Bald machen wir Pause, noch ein paar Kilometer, dann hast du Ruhe bis morgen früh.

Weshalb malst du? Wann ist dir klar geworden, dass du Bildermaler werden willst? Warum malst du konkret und nicht abstrakt? Woher nimmst du die Ideen für deine Bilder? Hast du ein Lieblingsbild? Vorbilder? Zukunftspläne? Angst vor der Leere? Existenzielle Nöte? – Ich kann es nicht aushalten, befragt zu werden. Weshalb ich male? Ich weiss es nicht. Weshalb spielt einer Gitarre? Weshalb schreibt einer Geschichten? Ist es wichtig? Vielleicht male ich aus denselben Gründen, weshalb ich esse, trinke, schlafe; und weil ich schon früh, bereits als Kind, gemerkt habe: Manchmal beginnen meine Bilder zu sprechen.

Armer Soldat, hat sie den Alten immer genannt, *pobre soldat* – dabei ist er bereits einhändig auf die Welt gekommen. Sie hat allen seine Geschichte weitererzählt: *Meu pobre soldat* hat seine Hand im Bürgerkrieg verloren, im Kampf für die Gerechtigkeit, für uns alle. Wir Kinder wollten es gerne glauben, aber da waren keine Fotos von Vater als Soldat, keine Kameraden, die auf ein Glas vorbeischaute, keine Heldengeschichten, nicht mal Details zum Geschehen, wie er die Hand verloren haben soll. Wir wussten alle, dass er ein Lügner war, aber wir sprachen nicht darüber, niemals. Irgendwann habe ich ihn nur noch *l'Ancià*, den Alten genannt; ich erklärte ihn zu meinem Feind, zum ungleichen Rivalen, der mich für jede Kleinigkeit verprügelte und noch während der Schläge beteuerte, dass er es bloss gut mit mir meine; dass er mir nur Schmerzen zufüge, weil er mich so sehr liebe –, und weil er wolle, dass einmal ein anständiger Mensch aus mir würde.

Eine Mutprobe, von Nuria auferlegt: Ich stülpte dem schlafenden Vater einen mit Zeitungsfetzen ausgestopften Strickhandschuh über den verschrumpelten Armstumpf; der Alte bewegte sich, knurrte, Nuria kicherte verängstigt neben dem Sofa. Wir versteckten uns im Schuppen, bis das zu erwartende Gewitter vorüber war. – Ich erinnere mich nicht, wie die Geschichte weiterging, seltsame Marotte des Gedäch-

nisses: dieses zu behalten, anderes zu löschen, manches neu zusammengestellt als ungewisse Erinnerung zu präsentieren. Hat mich der Alte verprügelt, wie es zu erwarten wäre? Hat er es ignoriert? Oder hat ihm seine ergebene *Esposa* im Schlaf den Handschuh abgenommen und kopfschüttelnd in den Schrank zurückgelegt? Fest steht: Das Bild mit dem Handschuh über dem Armstumpf meines schlafenden Vaters hat sich bei mir tief eingeprägt, hat meiner Angst vor ihm die Spitzen gebrochen.

Grenoble, die Geburtsstadt von Stendhal, auf den Bergspitzen matter Schnee, ich parke meinen Fiat mitten in der Stadt, veretrete mir die Füße bei einem ziellosen Spaziergang. Morgen früh geht die Fahrt weiter, Chambéry, Annecy, dann der Grenzübertritt bei Genève, weiter nach Lausanne. Von dort aus ist es nur noch ein Steinwurf bis Bern, das Ziel meiner tausend Kilometer langen Reise. Es kommt mir vor, als sei ich nicht erst seit zwei Tagen, sondern seit Wochen, seit Monaten, eigentlich seit immer schon unterwegs; die vorüberfliegende Landschaft hat mein gewohntes Zeitraster vollständig aufgelöst.

Ich musste den Brief mindestens zehnmal lesen: Ich habe ein Kunststipendium einer katalanischen Stiftung gewonnen. Mit dem Preis ist die Auflage verbunden, ein Jahr im europäischen Ausland zu verbringen und dort zu arbeiten. Meine Familie weiss, weshalb ich mich für die Schweiz entschied. Ich kenne nicht viel mehr als die üblichen Klischees, Berge, Uhren, Käse, daneben eine Handvoll Künstler: Vallotton, die Giacomettis, Hodler und Amiet, bei den Jüngeren Dieter Roth, allen voran aber Max Gubler.

Die Samstagausgabe der Zeitung mit einer Kinderseite. Suche die zehn Unterschiede, *deu diferències*. Bilder von Cézanne, Mirò, Munch, Degas und anderen in doppelter Ausführung, einmal im Original, dann als zweites mit exakt zehn Abweichungen. Der Alte las jede Zeile hundertmal, nur um mich zu quälen. Ich wartete ohne zu murren, mit dem Bleistift zwischen den Lippen. Wenn er die Zeitung endlich zur Seite legte, stürzte ich mich wie ein Löwe auf seine Beute und suchte solange, bis ich alle zehn Fehler hatte einkreisen können. Einmal ein Werk von Giuseppe Arcimboldo. Später legten wir an einem Nachmittag mit allen auffindbaren Früchten und Gemüsen Bilder auf den Boden, in die Kisten und auf die Regale im Schuppen: Erdbeergesichter, Aprikosenmonster, Kartoffelhasen, Karottenuniversen. Wir schlugen einigen leeren Weinflaschen den Hals weg, setzen Kerzenstummel hinein: das flackernde Licht erweckte die Bilder im düsteren Schuppen zum Leben. Zur Vernissage waren meine kleine Schwester Nuria und eine streunende Katze eingeladen; Arturo spielte ein Stück auf seiner Trompete, bis es in unseren Köpfen zu dröhnen begann und die Katze verängstigt Reissaus nahm. Beim Abendessen kommentierte Nuria

ganz arglos jeden Bissen: Das da war ein Ohr... und diese Karotte hier *una estrella*... Vater legte mich über seine Knie wie auf eine Schlachtbank und hinderte mich mit dem handlosen Arm an der Flucht: Du sollst nicht mit dem Essen spielen!, brüllte er mich zwischen den Schlägen an, und ich schluchzte, dass ich es nie mehr tun würde. Der Schmerz wurde aber überblendet von der Lust: Ich hatte Feuer gefangen, es reichte nicht mehr, die Fehler in den Abbildungen zu suchen, ich wollte mit eigenen Händen Werke erschaffen. Ich setzte mich wieder an den Tisch und blinzelte Nuria zu, wie wir es oft machten, als Spiel, als Zeitvertreib, als Bündnis gegen den Lärm des Vaters und die Ungerechtigkeiten von Mutter. Fortan verbrachte ich noch viel mehr Zeit im Schuppen und zeichnete wie besessen Bilder in den Staub, die Arturo mit seiner Trompete alle wieder fortblies.

Sperriger Schlaf auf der Ladefläche meines Fiats, zusammengerollt wie eine Katze auf einer zerschlissenen Wolldecke, zugedeckt mit all meinen Kleidern aus dem Rucksack, unter einer Plane Leinwand vor Blicken geschützt. Am Morgen waren die Scheiben des Autos zugefroren. Erinnerungen an Lluana. Ihr Geruch, die zerzausten Haare, die Weichheit ihrer Brüste, die fragenden Blicke, ihre gefurchte Stirn. Ich brauchte eine Weile, um mich zurechtzufinden, zu wissen, dass ich nicht von einem Traum in den nächsten hinüberglied. Ein zaghaft blauer Himmel, das Rauschen der erwachenden Stadt, eine Kälte, die mir in die Lunge stach. Etwas Brot, ein Stück Käse, Kaffee bei der erstbesten Autobahnraststätte. Was für ein aufregendes Vergnügen, mit dem eigenen Fiat über die Strassen zu fliegen, den bedrohlich aufragenden Bergwänden entgegen, die laut meiner Karte *Belledonne* heissen; unvorstellbar, diese zu überwinden, noch unvorstellbarer, als sie zu malen. Mein blasses Portrait im Rückspiegel –, wiederholt frage ich mich, wie er aussieht, ob wir Ähnlichkeiten entdecken werden, wie er auf mein Erscheinen reagiert, ob er überhaupt noch lebt, weshalb er einfach abgehauen ist. – Die Strahlen der aufgehenden Sonne werden vom Innenspiegel reflektiert und blenden mich. Es ist unterdessen warm geworden in meinem rumpelnden Gefährt. Nur meine Hände sind noch klamm, halten sich am Steuerrad fest, als wäre ich ein Ertrinkender.

Unser Dorf liegt zehn Kilometer vom Strand entfernt. Sommers weht der Seewind Sand von der Küste über unsere Häuser, rieselt in die Hinterhöfe, lässt die Schafe auf den Weiden aufspringen, dringt durch offene Fenster in die Wohnungen ein. Wenn es gegen Abend zu regnen beginnt, malen die riesigen Tropfen dunkle Sterne in den Sand. An manchen Tagen fuhr Arturo wie ein Besessener mit seinem klapprigen Rad ans Meer, um sich am Strand hinzustellen und mit seiner Trompete gegen das Flirren der Sonne und dem feinen Klackern des über den Strand streichenden Wassers anzuspielen. Arturo fürchtete sich vor dem Regen, er fürchtete

sich sogar vor dem Wasser im Brunnen, an dem er sich waschen musste –, niemals wäre er freiwillig ins Meer gestiegen. Er wurde am Strand aufgefunden, die Lungen mit Wasser gefüllt, die Trompete noch zerbeulter als sonst. Sein Tod blieb ein Rätsel, dessen Lösung niemanden zu interessieren schien. Ich hatte einen Verdacht, einen fürchterlichen Verdacht, von dem ich keinem jemals erzählte, und der bis heute in meinem Kopf herumgeistert, mich in der Nacht aufschrecken lässt, mich aus den Bildern reisst, meine Finger taub und steif macht. – Seinem Sarg folgten nur ein paar wenige Leute, voran seine Tante, bei der er gelebt hatte, der Priester, der Präsident der Gemeinde, dann Nuria, Mare mit Laia an der Hand und ich; weiter hinten drei Katzen, die sicher sein wollten, dass sie nie mehr von Arturo angestarrt wurden – und dass die schmerzenden Trompetentöne für immer ausbleiben würden.

Ich habe mir einige Adressen von Freunden von Bekannten von Freunden aufgeschrieben, die in Bern oder in der Nähe der Stadt wohnen. Ein einfaches Zimmer genügt, vielleicht kann ich mir eine Ecke in einem Atelier einrichten; ich brauche nicht viel Platz, weder zum Arbeiten noch zum Schlafen oder Essen. Es wird schon klappen. Vier oder fünf Bilder müssen in diesem Jahr glücken, dann ist gut. Die Farben Schicht um Schicht auftragen, bis ich etwas finde, bis ich zu sehen beginne, bis die Hände von selber wissen, was zu tun ist. Weniger rauchen, nicht mehr dreissig oder vierzig Zigaretten am Tag, höchstens zwanzig, lieber noch weniger; gesünder und regelmässiger essen, genug frische Luft, tägliche Spaziergänge. Vielleicht löse ich mich so aus der Erstarrung der letzten Zeit, die Selbstzweifel begannen mich von innen her aufzufressen. Ich muss mich neu erfinden, ganz einfach, *molt fàcil*.

Es ist bald fünf Jahre her, seit mein Alter gestorben ist. Noch am offenen Grab sagte *Mare* zu mir: Er war nicht dein Vater, Antonio... ich durfte es dir nicht früher sagen, verzeihe mir... wenn er es erfahren hätte, dann... dann, nicht auszu-denken, was dann geschehen wäre. Sie verbarg das Gesicht in ihren vielen tiefen Falten, in der schwarzen Trauerkleidung wirkte sie noch kleiner und zerbrechlicher als sonst. Weisst du, Antonio, er war fünfzehn Jahre älter als ich, hatte nur eine Hand und ein zernarbtes Gesicht... und ich brauchte einen Ehemann, bevor mein Bauch gross und rund wurde... es wäre sonst... das verstehst du doch... – Ich musste sie angesehen haben, als wäre mir der Heilige Antonius auf einer schwebenden Wolke erschienen. Weisst du, Antonio, fuhr sie fort und hielt sich dabei an mir fest, als würde sie sonst umkippen, weisst du, was in all den Jahren das Schlimmste für mich war? Die Erinnerung daran, wie glücklich er in unserer ersten Zeit gewesen ist, wie kindlich übermütig glücklich und dankbar, endlich eine Frau gefunden zu haben.

Mit jedem abgespulten Kilometer fällt es mir schwerer, die wuchernden Phantasien zu bändigen: Ich sehe ein Rad, das sich von meinem Fiat löst und selbständig davonrollt, über die Leitplanke hüpfst und in wilder Kreiseldrehung zum Liegen kommt. Mein blutverkrustetes Gesicht, die rauchende Kühlerhaube, das Wehklagen meiner Schwestern und Mutter, die vor Gram zerbricht. Ich sehe mich in einem dunklen Raum sitzend, vereinsamt, die Leinwand anstarrend, draussen schneit es ohne Unterbruch, das Fieber jagt mir Schimären durch den Kopf. Ich stehe vor einer Tür, klinge, sie wird geöffnet, ein gebeugter Greis schaut an mir vorbei ins Leere; bevor ich sagen kann, wer ich bin, wirft er die Tür wieder ins Schloss.

Wenn ich Arturo heimlich beobachtete, verhielt er sich völlig normal. Er sass unter dem Feigenbaum im Hof, blinzelte in die Sonne, streichelte eine Katze, nickte ein und schreckte auf, als ich einen Stein in seine Nähe schmiss; er blickte in den Feigenbaum, pflückte sich die reifste Frucht und ass sie so genüsslich und manierlich, dass mir das Wasser im Mund zusammenlief. Ich sagte einmal zu ihm: Du bist nicht verrückt, Arturo, du tust nur so, was weiss ich, weshalb. Er schaute mich erst mit seinen kleinen Augen an, dann umarmte er mich so ungestüm und lange, dass ich sofort wusste: Er spielt den Verrückten, und er spielt ihn so überzeugend, dass er gar nicht mehr anders sein kann als verrückt. Er war so alt wie ich jetzt bin, als er starb, fünfzig vorbei; ich war damals kaum zwanzig, ich schwor mir an seiner Beerdigung, dass ich Maler werden wollte, ein guter, ein verdammt guter Pintor, der sich seine Bilder durch nichts und niemanden mehr verbieten oder wegpusten lässt.

Nuria und ich liebten es, die Katzen des Dorfes in Laias Kleidchen zu stecken. Wir wickelten die mageren Streuner in Stoffwindeln, zogen ihnen bunte Röckchen an, banden Mützen auf ihren Köpfchen fest, aus denen die Augen vor Angst flackerten. Einmal verkleideten wir fünf oder sechs auf diese Weise und sperrten sie in den Schuppen. Wir riefen Arturo, der gleich im Nachbarhaus wohnte, er solle zu uns herüberkommen. Er hüpfte wie ein Kobold um die kleinen Wesen herum, verfolgte sie mit seiner Trompete und blies mit solcher Kraft in sein Instrument, dass die armen Katzen beinahe starben vor Schreck. Sie stoben in unterschiedliche Richtungen auseinander, und wir verbrachten den restlichen Tag damit, die Katzen wieder zu suchen, um die Kleidchen an ihren Platz im Schrank zurückzulegen. Wir waren begeistert, als die kleine Laia auf allen vieren durch das Haus und den Hof zu kriechen begann, und es schien uns naheliegend und konsequent, unsere kleine Schwester, *nostra Germana petita*, ihrerseits in eine Katze zu verwandeln. Wir banden das alte Katzenfell auf ihren Rücken, welches sich *Mare* gegen ihre Rheumaschmerzen manchmal unter die Kleider schob. Laias dicke Beinchen und Ärmchen umwickelten wir mit Stoffresten und bastelten

ihr ein Häubchen, an dem wir zwei Pinienzapfen als Ohren befestigten. Mit einem verkohlten Stück Holz malte ich ihr Gesicht schwarz und zeichnete einen dicken Schnurrbart zwischen Nase und Oberlippe. Wir klatschten in die Hände vor Begeisterung über unser Werk. Mutter teilte die Freude nicht im Geringsten, sie zernte mich am Abend zum Alten, der mich auf die übliche Weise verprügelte.

Sag mir, wer mein richtiger Vater ist, sag schon, *Mare*, du hast mich lange genug belogen! Sie klagte, ich solle sie nicht quälen, sie wisse es nicht, ein grosser Mann mit kurzen hellen Haaren, ein *Estranger*, der in der Schweizerschule in Barcelona gearbeitet habe, ein *Suissos*, der sich das Land anschauen wollte, bevor er wieder in seine Heimat zurückkehrte. Er habe von *Berna* gesprochen, sein Name sei Michael, genau wie der Engel, der den Teufel besiegt habe, mehr wisse sie nicht. Er war mein erster Mann, Antonio, er hat mir Blumen geschenkt, du quälst mich mit alten Gespenstern... er weiss nicht, dass er dein Vater ist, ich habe ihn nie mehr gesehen seither, was willst du also?

Abzweigungen und Ausfahrten nach da und dort. Lyon im Nordwesten, im Südosten Turin, dann Genua, Mailand, Venedig, Florenz, Städtenamen wie Versprechungen. Das Stendhal Syndrom: verrückt werden vor Verzückung beim Anblick der erhabenen Kunstwerke. Eine Zigarette anzünden, noch sieben. Abwarten, bis die Bestürzung über meinen Plan abklingt wie der Schmerz nach einer Ohrfeige. Weshalb Bern? Wegen eines Mannes, der mein Vater sein soll! Der Ort? Ein Fluss, eine Halbinsel, ein Bär im Wappen, die Altstadt aus Sand gebaut. Michael. Ich kenne nicht mal seinen Familiennamen. Er müsste jetzt ungefähr achtzig sein. Gut möglich, dass er nicht mehr lebt, wie *Mare* sagte, aber vielleicht habe ich Geschwister, Halbbrüder und Halbschwestern. – Mein Fiat stottert und ruckelt gefährlich, ich rauche, und meinem Wagen schlägt es auf die Lungen. Ich singe, *en ce temps-là, je vivais dans la lune...* die Zigarette im Mundwinkel, hämmere ich mit den Fäusten gegen das Lenkrad, mein Fiat wird zu einer Kathedrale, meine falschen Töne zur Himmelmusik, Meisterwerke der Landschaftsmalerei kleben an den Windschutzscheiben, der Wunsch, meinem Vater zu begegnen, erhebt sich zur heiligen Mission; *Putain de toi, Pauvre de moi...* ich fliege an Chambéry vorbei, Sisyphos rollt die Sonne in die Höhe, noch gut achtzig Kilometer bis Genève.

Fische mit offenen Mündern, Ziegenherzen und Rinderzungen, das Gedränge der Touristen. Lluana küsste mich, stiess mich fort, schüttelte mich an den Schultern, küsste mich wieder. Wir trafen uns auf ein Glas bei Eusebio am *Mercat de la Boqueria*, gut zwei Wochen vor meiner Abreise. *Alegries!*, Eusebio tätschelte meine Wange, vergiss uns nicht, wenn du reich bist, verstanden? Lluana teilte mir ihren Entschluss mit, in Barcelona zu bleiben: Hörst du mich, An-

tonio, ich bleibe hier! Ich hörte sie, und ich sah, wie die Langusten in Eusebios Fischauslage in Zeitlupe mit ihren Zangen nach uns griffen. *La vida és massa curta*, das Leben ist viel zu kurz, ich weiss nicht, ob du mich finden wirst, wenn du zurückkommst. Sie schaute zu Boden, hob ihren Blick mit den letzten Worten und gab mir wieder einen Kuss, sie hatte Tränen in den Augen. – *Lluana, la dona de la meva vida*, ich murmle den Satz vor mich hin, wie ein Gebet, wie eine Beschwörung, aber mit jeder Wiederholung rückt sie weiter von mir weg; ihre dunklen Augen, der Schimmer in den Haaren, die etwas zu raue Stimme. Lluana, warte auf mich, wir kennen uns seit fünfzehn Jahren, es war schwierig mit mir, ich weiss, meine Bilder rückten von mir weg, ich bin auf Knien durch die Wüste gegangen, verzeihe mir, verzeihe mir noch einmal; du wirst sehen, wir finden uns wieder, *el meu amor* – und vielleicht bin ich viel eher zurück, als wir beide denken!

Stalage, ein trockener Gaumen, Radionachrichten, die ich nur brüchig verstehe, Autos wie Käfer, die von überall herkommen, auch aus der Luft, wie mir scheint, die sich zu einer langen Kolonne zusammenrotten, ohne zu wissen, wohin und weshalb. Autobahnkreuz Saint-Julien, ich greife nach der Wasserflasche, Grenzübertritt bei Bardonnex, ein flüchtiger Blick in das Chaos im Fond, gebührenpflichtige Autobahnen, mein leidender Fiat rollt auf schweizerischen Strassen. Ich möchte singen, ein Stechen in der Brust, ich vermisse meine Freunde, Lluana, meine Schwestern, *meva Mare*. Keine Lust auf Zwischenhalt, ich kaufe in einer *Boulangerie* am Strassenrand ein Brot, vakuumiertes Trockenfleisch, eine neue Wasserflasche. Weiter in Richtung Genève und Lausanne, ständig werde ich von Tunnels verschluckt und ausgespien, hundertfach reflektierte Sonnenstrahlen, ein erhöhter Puls, das Brot schmeckt gut.

Der Alte hatte von mir verlangt, dass ich auf den Bau ging. Er zeigte, was er mit mir mache, falls ich mich weigerte: Er nahm eine rohe Kartoffel, zerdrückte sie vor meinen Augen in seiner Faust. Ich arbeitete als Handlanger, später als *Electricista*; unser Lichtbringer, wann trifft dich wohl der Schlag, spotteten die Schwestern. Mit meinem ersten Lohn kaufte ich Papier, Stifte, Farben; ich zeichnete in jeder freien Minute, Porträts von Nuria und Laia, die Ziegen im Hof, die Katzen, der schlafende Alte, die Mutter beim Kochen, Arturo mit seiner Trompete. Bald nach dem Tod meines Freundes kehrte ich meinem Dorf den Rücken, fuhr mit dem Zug nach Barcelona. Ich musste es schaffen, von meiner Malerei zu leben, sonst, ich weiss nicht, was sonst. Keine Kunstschule hätte mich aufgenommen, ich habe es gar nicht erst versucht. Ich porträtierte Touristen, half Eusebio beim Transport seiner Waren, reparierte bei einem Verleihhändler die Fahrräder. – Ich starb beinahe vor Angst, als in einer kleinen Galerie im *Barri Gòtic* erstmals meine Bilder gezeigt wurden.

Einmal erzählte ich Lluana von Arturo, von seiner Trompete, und wie er meine Bilder wegblies, wie ich ihn heimlich beobachtete und nichts Verrücktes an ihm feststellen konnte. Ich liebe es, Lluana beim Zuhören zuzuschauen, wie sie ihren Kopf mal nach links, mal nach rechts leicht geneigt hält, wie sie mein Gesicht mit ihren Augen abtastet, als suchte sie nach der Wahrheit hinter den Worten. Wir kommen alle als Verrückte zur Welt, hat sie gesagt, als ich meine Schilderungen abgeschlossen hatte, wir sind alle kleine Spinner, und wir müssen lernen, uns so normal wie möglich zu verhalten – aber innen drin bleiben wir die Verrückten, als die wir geboren wurden.

Die savoyische Bergkette am französischen Ufer, ein Glitzern auf dem Lac Lemman wie aus Millionen Windlichtern, Südhänge voller Rebstöcke, ein Flugzeug im Landeanflug, darunter ein Zug nahe des Wassers, klein wie eine Modelleisenbahn; ich reibe mir die Müdigkeit und die Sehnsucht aus den Augenwinkeln, noch vier Zigaretten.

Er ist am Tag deiner Geburt durch das Dorf gerannt und hat *és un nen!* und *ja tenim un fill!* gerufen, es ist ein Junge!, wir haben einen Sohn!, und alle haben die Fenster geöffnet, sind vor die Tür ihres Hauses getreten und haben ihm Glück gewünscht. Glaube mir, er hat dich geliebt, Antonio, er war vernarrt in dich, schon als du ein Baby warst, aber vor allem später, als er Fußball mit dir spielen konnte, dir zeigte, wie man ein Feuer entfacht oder einen Fisch ausnimmt. Er war auch stolz auf seine Töchter, auf Nuria und Laia, aber auf dich, auf den Jungen ganz besonders! Wir haben dich Antonio getauft, weil mir der Heilige Antonius geholfen hat, wieder zu finden, was ich verloren hatte. Du warst ein stilles Kind, ein ruhiges, fast beängstigend ruhiges Kind, du hast selten geweint, auch nicht in der Nacht. Oft lagst du mit weit aufgerissenen Augen in deinem Bettchen, ich musste dich kitzeln, bis du mir endlich zaghaft zugelächelt hast. Du hast deine Schwestern geliebt, hast sie wie kleine Katzen in den Arm genommen und gehätschelt, und stundenlang konntest du dem Regen zuschauen, Vögel beobachten, die Karawanen der Ameisen verfolgen.

Einige Wochen vor Arturos Tod ist unser Schuppen niedergebrannt. Wir spielten an diesem Tag unser übliches Spiel: ich zeichnete Bilder, er pustete sie fort. Arturo blieb im Schuppen zurück, als ich von *Mare* zum Essen gerufen wurde. Er wollte unbedingt die Kerzen in den zerbrochenen Weinflaschen anzünden. Ich habe es ihm verboten. In der Nacht stand die Holzbude in Flammen, wir haben nicht versucht, das Feuer zu löschen, auch der Alte schaute regungslos zu. Fortan hatte ich kein Versteck mehr, musste immer wieder neue Rückzugsorte finden, in den Bäumen, hinter Büschen, manchmal unter dem Bett, später am Meer, in den Kneipen, auf langen Spaziergängen. Als die Nachricht von Arturos

Tod durchs Dorf ging, war der Alte der einzige, der sich nicht überrascht zeigte, wir sprachen kein Wort darüber, kein einziges Mal.

Rechts eine Bergkette, links eine flachere Erhöhung, dazwischen mein grauer Weg, kaum Verkehr, da und dort der Blick auf Dörfer und auf winzige Hügelstädte. Ich habe keine Eile, es wartet niemand auf mich. Ruf an, sofort, als erstes, Antonio, das musst du mir versprechen. Die Reifen singen auf dem Asphalt. Irgendwo auf dem Nebensitz liegt ein Apfel. Mit der rechten Hand taste ich nach der Frucht. So geschehen Unfälle, denke ich, und wieder ziehen Schreckensbilder an meinen Augen vorbei. Ich schalte das Radio ein, um mich abzulenken; wie von selber wandert meine Hand wieder auf den Nebensitz, und, als hätte sie es längst gewusst und wollte mich bloss ein wenig narren, umfasst sie den gesuchten Apfel. Ich esse, der Saft rinnt mir über die Lippen, ich schlürfe ihn zurück. Nach einer Kuppe wird auf einmal die Sicht auf die Stadt frei. Kein Meer, kein See, aber wieder der Blick auf eine königlich schöne Bergkette. Ganz kurz streift mich das Gefühl: Meine Entscheidung war richtig, es wird alles gut werden, was auch immer geschieht.

Es ist beinahe dreissig Jahre her seit meiner ersten Ausstellung in jener kleinen Galerie im *Barri Gòtic*; vier Bilder konnte ich verkaufen, und wichtiger noch: viel Zuspruch entgegennehmen, mach weiter, Antonio, zeige uns deinen Blick auf die Dinge, schneide Momente aus dem Alltag und halte sie fest, wir wollen wissen, wie es sich anfühlt, wenn einer einsam über einen Platz spaziert, oder da, die alte Frau am Fenster, woran denkt sie gerade, erzähle uns mit deinen Farben, was ihr durch den Kopf geht, woran ihr Herz hängt, wie ihre Leben früher ausgesehen hat! Das ist es, was mich anstachelte, weiter zu malen, nicht aufzugeben, auch dann nicht, wenn die Farbe am Pinsel eintrocknete und ich mit tausend Messern die Leinwände aufschlitzen wollte: gesehen und gehört zu werden, in den Augen der Betrachter dieses Flackern zu entdecken, in ihren Worten eine Nähe zu erleben, die mich innen drin leise erzittern lässt.

Er war es, der Alte, er hat den Schuppen angezündet. Wegen dir, Antonio, alles nur wegen dir, damit du dich nicht mehr versteckst, damit du keinen Unsinn anstellst, damit du an die Sonne gehst, zur Arbeit, ins richtige Leben! Er tobte, er schrie, er drohte mit dem Armstumpf. Ich erstarrte, wartete, bis der Sturm vorüberzog. Noch am selben Tag schnürte ich mein Bündel, ich musste flüchten, weggehen, bevor etwas Schlimmes passierte: Ich verabschiedete mich nicht vom Alten, umarmte meine Mutter, küsste meine Schwestern und stieg in den Zug, fort, in die Stadt, fort von hier.

Lluana vergessen. Ihre Stimme im Ohr: Ich werde nicht auf dich warten. Ich hatte für uns gekocht, kurz vor meiner Ab-

reise. Willst du wirklich gehen, hat sie gefragt, ist es wirklich richtig, Antonio? Was suchst du dort? Deinen Vater? Deine verlorene Kindheit? Ich habe ihre Fragen nicht beantwortet. Ich will mit dir schlafen, habe ich gesagt, ich mag nicht reden, nicht nachdenken, bitte, lass mich. Sie küsste mich, vorsichtig, als hätten wir uns gerade erst kennengelernt; abrupt hielt sie inne, schaute mich von ganz nahe an, beinahe berührten sich unsere Nasenspitzen: es war, als sässe ich einer komplett fremden Frau gegenüber. Ich weiss nicht, wo ich bin, wenn du zurückkehrst, Antonio; falls du überhaupt zurückkehrst, du kannst nicht ohne Frau leben, kein Jahr lang, keinen Monat, keine Woche, ich bin nicht blind, Antonio, ich werde nicht auf dich warten. Ich wollte sie nochmals anflehen mitzukommen, sie liess mir keine Möglichkeit; sie küsste mich wieder, nahm mich bei der Hand und zog mich zum Bett. Sie nahm meinen Kopf zwischen ihre Hände, wir küsstes uns, sie schubste mich um, lachte, zog ihr Shirt aus, setzte sich auf meinen Bauch. Keine Routine, keine Hast, jede Bewegung, jede Berührung in diesem brennenden Bewusstsein: vielleicht ist dies unser letztes Mal.

Mein Name ist Antonio Ruiz, wenigstens diesen Satz kann ich auf Deutsch sagen. Ausfahrt Weyermannshaus, es ist geisterhaft, wie gesittet hier gefahren wird. Ich beuge mich über das Lenkrad, die Haltung des Suchenden, mein Rücken schmerzt. Das Parkleitsystem führt mich zum Rathaus, ich verschwinde mit meinem Fiat im Untergrund. Fast habe ich ein schlechtes Gewissen, meinen treuen Wagen hier unten

alleine zu lassen. Ich packe meine wichtigen Dinge in den Rucksack, den Rest lasse ich im Auto zurück. Draussen zünde ich meine letzte geplante Reisezigarette an, die fünfundzwanzigste seit der Abfahrt. Ich stehe da, als würde ich in einem Film mitspielen. So fühle ich mich auch: als jemand, der mich selbst auf neue Art und Weise zu spielen versucht. Ich überquere die Strasse. Eine Kirche zur rechten, geradeaus eine Bar: *Volver*. Ich bin ein Schauspieler, und die Kulissen sind extra für mich vor die eigentliche Stadt geschoben worden: *Volver* bedeutet ‚heimkommen‘. Ich stelle mich an den Tresen und bestelle einen Kaffee, suche in meinem Notizheft nach Adressen. Eine davon scheint ganz in der Nähe zu sein, Postgasse vierunddreissig; ein Maler, ein Bekannter eines Freundes eines Freundes von mir, vielleicht habe ich Glück, und in seinem Atelier ist ein wenig Platz frei. – Ich bezahle den *Cafè*. Die Luft riecht nach Frühling. Ich darf nicht vergessen, *Mare* anzurufen, ihr zu sagen, dass ich wohlauf und glücklich sei. Die Arkaden sind niedrig; obwohl ich nicht sehr gross bin, gehe ich ein wenig gebückt. Ich bleibe vor der Tür stehen, prüfe nochmals die Adresse. Ich trete ins Haus, ziehe an der Klingelleine und höre im oberen Stock das Läuten der Glocke. Ich warte. Das Licht geht an. Schritte im Treppenhaus. In der Scheibe der Tür erscheint ein Mann, Bartstoppeln, die Brille etwas schräg im Gesicht, dahinter wache, freundliche Augen; er mustert mich kurz – war das ein Lächeln? – sein Gesicht verschmilzt mit meinem Spiegelbild, die Tür öffnet sich.